

Schweizerische Historiker und Politiker in ihrem Verhältnis zu Deutschland 1848-1900

Autor(en): **Picard, Edith A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Historiker und Politiker in ihrem Verhältnis zu Deutschland 1848—1900

von Edith A. Picard

Wer etwa einmal in alten Zeitungen der Sechziger- und Siebzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts blättern mag, wird nicht ohne Ergriffenheit feststellen können, welch grosses Interesse die schweizerische Oeffentlichkeit damals den Problemen der deutschen Einigung entgegenbrachte, wie tief und eingehend man sich damals mit Fragen des deutschen und schweizerischen Schicksals auseinandersetzte. Reizvoll ist es aber auch, den diesbezüglichen Gedankengängen einzelner Repräsentanten schweizerischen Geistes zu folgen. Aus ihrer Reihe greifen wir heute heraus: Jakob Burckhardt, Philipp Anton von Segesser und Johann Caspar Bluntschli. Wir haben es hier mit drei völlig verschiedenen, aber auf alle Fälle sehr ausgeprägten Charakteren zu tun, deren Anschauungen in Bezug auf die deutsche Einigung durchaus subjektiv bedingt sind und mit der sogenannten „öffentlichen Meinung“, soweit eine solche im Schweizervolke überhaupt existierte, keineswegs immer in Einklang stehen.

Es scheint deshalb unerlässlich, zunächst einmal die Stellungnahme des Schweizervolkes im allgemeinen zur deutschen Frage kurz zu skizzieren; von diesem gemeinsamen Hintergrund wollen wir dann unsere grossen Einzelnen sich abheben lassen, für deren Aeusserungen und Meinungen wir dadurch ein vertieftes Verständnis und einen grösseren Zusammenhang gewinnen.

Die Tendenz der öffentlichen Meinung

Wie hat also das Schweizervolk auf die Schaffung einer deutschen Einheit und ganz besonders auf die Bismarck'sche Reichsgründung des Jahres 1871 reagiert? Mit welchen Gefühlen, welchen Hoffnungen oder aber Befürchtungen verfolgte es den gewaltigen Machtaufstieg der deutschen Nation? Es versteht sich von selbst, dass uns in der schweizerischen Öffentlichkeit sehr verschiedene, ja teilweise ganz entgegengesetzte Meinungen begegnen. Mancherlei Faktoren sind es, welche diese Verschiedenheit bedingt haben: Wirtschaftliche Interessen, der parteipolitische Standort, konfessionelle Motive, die Anziehungskraft der stammes- und sprachverwandten Nachbarvölker auf die entsprechenden schweizerischen Bevölkerungsteile und nicht zuletzt gewisse, meist regional begründete, Erwägungen machtpolitischer Natur.

Trotz aller bunten Vielgestaltigkeit der schweizerischen öffentlichen Meinung zum politischen Geschehen des Auslandes gibt es aber doch gewisse Prinzipien, gewisse Ideale, welche uns immer wieder begegnen, bei allen Parteien, bei Deutsch und Welsch, bei Katholiken und Protestanten. Dieses spezifisch Schweizerische lässt sich ungefähr folgendermassen umschreiben: Als höchstes und wertvollstes Gut gilt dem Schweizer die Freiheit, sowohl die Freiheit des einzelnen Individuums, als auch die Freiheit der einzelnen Gemeinde. Sein Ideal ist deshalb die Demokratie, wenn möglich in Form einer Republik, und der Bundesstaat, die Konföderation; diese beiden Prinzipien möchte er in ganz Europa verwirklicht sehen. Seine Abneigung gilt jedem Absolutismus, jeder straffen Zentralisation, ja dem Grosstaat überhaupt. Er setzt sich für den Frieden ein und verwirft alle imperialistischen Bestrebungen, d. h. jede Ueberspitzung des Nationalismus, ganz besonders aber dessen theoretische Begründung durch die Rassenideologie. Er wendet sich energisch gegen die Politik der nackten Gewalt und gegen den Machtgedanken, welchem er immer wieder das Recht und die Heiligkeit der Verträge entgegenhält.

Es leuchtet ein, dass diese Einstellung durchaus den schweizerischen Interessen entsprach. Naturgemäss musste die Schweiz

als Kleinstaat und insbesondere als ethnographisch und sprachlich gemischtes Staatswesen eine solche Politik verfolgen; die Rassentheorie, welche damals in Europa eine so bedeutsame Rolle zu spielen begann, griff an die Wurzeln schweizerischer Existenz.

Aus dieser ganzen Haltung heraus muss man auch die Stellungnahme der Schweiz zur deutschen Einigung verstehen. Der Schweizer, die deutsche Politik mit dem den eigenen heimatlichen Verhältnissen entnommenen Masstab messend, wünschte vor allem ein freies Deutschland, d. h. eine Lösung der deutschen Frage von unten her, durch das Volk, einen deutschen Bundesstaat auf demokratischer Grundlage, ungefähr nach dem Muster der Schweiz oder der Vereinigten Staaten. Für eine Einigung Deutschlands durch Preussen aber konnte man sich in der Schweiz nicht begeistern. Immer wieder glaubte man, das deutsche Volk vor Preussen warnen zu müssen; ja, man prophezeite Deutschland den völligen Verlust aller Freiheit, wenn es sich Preussen in die Arme werfe. Preussen aber siegte auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und errichtete den unter preussischer Führung stehenden Norddeutschen Bund. Der Traum von einer demokratischen deutschen Konföderation war endgültig ausgeträumt. Nun aber setzten viele Schweizer ihre Hoffnung noch auf das Zustandekommen wenigstens einer süddeutschen Konföderation; ein neuer Rheinbund sollte ein Gegengewicht schaffen gegen den preussischen Norden. Doch im Feuer des deutsch-französischen Krieges stürzte der trennende Graben längs der Mainlinie jählings zusammen, schuf Bismarck das neue Deutsche Reich. Dieses durch „Blut und Eisen“ geschmiedete deutsche Reich schlug den politischen Idealen des Schweizers ins Gesicht; er verwarf es deshalb, anfänglich wenigstens, als reaktionär und militaristisch. Unverhohlen gab er seiner Enttäuschung über das deutsche Volk, vor allem über das deutsche Bürgertum, Ausdruck. Wie konnte das deutsche Volk einem Bismarck zujubeln? Und wie konnte es sich durch die Siegesfreude berauschen lassen, Deutschlands Einheit, Macht und Grösse selbst die eigene Freiheit zu opfern? Der Schweizer konnte eben den Sieg des Nationalismus über den Liberalismus, welcher sich in Deutschland vollzogen hatte, nicht verstehen, weil ihm das im Mystischen wurzelnde deutsche Nationalgefühl fremd war.

Wenn das Schweizervolk dem deutschen Geschehen damals teilweise geradezu mit offener Ablehnung begegnete, so handelt es sich hier auch um eine Interessenfrage. Je und je hat die Schweiz, vornehmlich die deutsche Schweiz, auf das politische Geschehen im Reiche besonders heftig reagiert, und zwar immer in dem Sinne, dass sie sich durch eine allzu grosse Machtsteigerung des nördlichen Nachbarn gefährdet glaubte. Deshalb wünscht man ein freies, nicht aber machtentfaltendes Deutschland. Wohl liebte man das Volk der Dichter und Denker, mit dem man sich in mancher Beziehung eng verbunden fühlte; durch die Wiedergeburt eines mächtigen, unter preussischer Führung stehenden deutschen Reiches aber fühlte man sich bedroht. Befürchtungen für die eigene Unabhängigkeit wurden durch gewisse in Deutschland zu Tage tretende pangermanistische Tendenzen noch verstärkt. Auch die Begründung der Annexion Elsass-Lothringens durch die Rassentheorie musste den Schweizer stutzig machen.

Die Haltung der Schweiz erklärt sich aber nicht nur aus den eben skizzierten schweizerischen Interessen, sondern auch aus psychologischen Gründen. Tatsache ist, dass die Schweiz und Deutschland auf Grund eines völlig verschiedenen Geschichtsverlaufes nicht nur eine völlig verschiedene Staatlichkeit hervorgebracht haben, sondern dass sie sich auch in ihrem ganzen politischen Denken und Fühlen grundlegend voneinander unterscheiden. Dem praktisch-nüchternen, auf seine individuellen Eigenrechte bedachten Schweizer steht der mehr romantisch-spekulativ orientierte Deutsche gegenüber, der seinen Hang zum Mystisch-Irrationalen oft auch auf den Bereich der Politik überträgt. So tritt uns auch in der Stellungnahme des Schweizervolkes zur deutschen Einigung trotz aller Verschiedenheiten doch ein einheitlicher öffentlicher Geist von zweifelloser Eigenart, eine ganz bestimmte schweizerische Mentalität entgegen.

II

Joh. Caspar Bluntschli

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Darlegungen nun der Betrachtung einzelner Repräsentanten schweizerischen Geistes zu! Man könnte allerdings die Frage aufwerfen, ob ausge-

rechnet Joh. Caspar Bluntschli in diesen Zusammenhang hineingehöre, d. h. ob er überhaupt als Schweizer anzusprechen sei. Ein ehemaliger Schweizer als deutscher Parlamentarier und Kämpfer für die deutsche Einheit — dies mutet uns reichlich sonderbar an! Die Nationalität jedoch lässt sich nicht so einfach auswechseln wie ein Kleidungsstück; so fühlte sich Bluntschli seiner früheren Heimat zeit seines Lebens verbunden; er verfolgte ihre ganze Entwicklung mit reger Aufmerksamkeit und brachte schweizerischem Wesen und Schicksal ein Verständnis entgegen, wie dies einem eigentlichen Deutschen wohl kaum möglich gewesen wäre.

Wie ein roter Faden zieht sich durch Bluntschlis ganzes Leben dieses Eine hindurch: seine Liebe zu Deutschland! Diese Liebe ward ihm Schicksal. Sie erklärt sich, abgesehen von gewissen politischen und konfessionellen Erwägungen, vor allem aus seiner ganzen Persönlichkeit. Bluntschli fühlte sich vom deutschen Wesen instinktiv angezogen, weil dieses seiner eigenen, durchaus dynamisch und romantisch veranlagten Natur weitgehend entsprach.

Schon der Jüngling suchte und fand in der deutschen Geisteswelt Heimat und Erfüllung. Seine Vorliebe für deutsche Wissenschaft und Bildung wurde durch längere Studienaufenthalte an deutschen Universitäten noch verstärkt. Durch die damalige politische Entwicklung in der Schweiz — es handelt sich um die Vierzigerjahre — politisch und weltanschaulich immer mehr in die Defensive gedrängt und enttäuscht, mochte ihm der Entschluss, sein Vaterland zu verlassen und in Deutschland ein neues Wirkungsfeld zu suchen, nicht allzu schwer fallen.

Und so sehen wir ihn denn bald darauf in Deutschland, zunächst in München, später in Heidelberg, als Wortführer der Nationalliberalen, welche sich für eine Einigung Deutschlands in kleindeutschem Sinne, d. h. unter der Führung Preussens und unter Ausschluss Oesterreichs, einsetzten. Bluntschli erhoffte sehnlichst eine Auferstehung des alten deutschen Reiches; diese Auferstehung aber, davon war er fest überzeugt, könne nur durch Preussen herbeigeführt werden. In Preussen erblickt er den Bannerträger reformatorischen Gedankengutes; Preussen sei ein moderner, fortschrittlicher Staat. Dagegen wet-

tert er gegen den Deutschen Bund, gegen die deutschen Fürsten, die, stets nur auf ihre eigene Souveränität bedacht, jede nationale Entwicklung verunmöglichten, vor allem aber gegen Habsburg. Deutschland müsse vom Joche Habsburgs endgültig befreit werden; denn Habsburg, das bedeute Mittelalter, Restauration, Absolutismus, Pfaffentum.

Recht interessant ist Bluntschlis Einstellung gegenüber Bismarck. Bluntschli wirft Bismarck vor, er stütze sich zu sehr auf die Junker; um aber die deutsche Mission Preussens durchführen zu können, müsse er das preussische Volk und die gesamte deutsche Nation zu gewinnen suchen; denn nur durch Verbindung der Staatsgewalt mit dem Volkswillen sei das hohe Ziel einer Neugestaltung Deutschlands erreichbar. — An dieser nachdrücklichen Betonung des Volkswillens erkennen wir in Bluntschli wieder den Schweizer!

Den Herbst des Jahres 1866, d. h. also die Zeit unmittelbar nach Beendigung des deutschen Krieges, verbrachte Bluntschli in seiner alten Heimat, der Schweiz. Und da sah er nun, wie sehr sich seine ehemaligen Landsleute durch die Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse, insbesondere durch den gewaltigen Aufstieg Preussens, beunruhigt, ja bedroht fühlten. Bluntschli machte es sich nun zur Pflicht, die Schweizer über die veränderten deutschen Verhältnisse aufzuklären. Zu diesem Zweck verfasste er damals die anonym erschienene Schrift „Die Neugestaltung Deutschlands und die Schweiz“.

Bluntschli wendet sich in dieser Schrift gegen die in der Schweiz vielfach verbreitete Auffassung, Deutschland hätte sich nach dem Muster der Schweiz als Bundesstaat, d. h. als Konföderation gleichberechtigter Glieder, konstituieren sollen. Er sucht klarzulegen, dass die Verhältnisse in Deutschland eben ganz anders geartet seien als in der Schweiz und deshalb nicht mit schweizerischem Masstab gemessen werden dürften. Das Schicksal des Deutschen Bundes sei von vornherein bestimmt gewesen durch den unüberbrückbaren politischen Gegensatz zwischen Preussen und Oesterreich. Sobald sich Preussen auf seinen deutschen Beruf besonnen habe, habe es zwangsläufig zwischen diesen beiden Mächten zum Konflikt kommen müssen. Der preussisch-österreichische Krieg habe die längst ersehnte deutsche Revolution, die Neugestaltung Deutschlands gebracht. Und zwar

sei es ein Glück für Deutschland, dass diese Revolution von oben her, vom Königtum, und nicht von unten, von der losgebundenen Volksgewalt, bestimmt worden sei; denn eine deutsche Revolution von unten her hätte niemals die Einigung gebracht, sondern nur Verwirrung.

Immer wieder betont Bluntschli, dass die Lösung der deutschen Frage nur möglich sei in Form eines preussisch-deutschen Einheitsstaates. Vor allem warnt er seine ehemaligen Landsleute eindringlich vor der Fata Morgana einer süddeutschen Eidgenossenschaft. Ein solches Projekt betrachtet er als eitle Illusion, welche die Schweiz zu falschen Hoffnungen verleiten und auf gefährliche Abwege führen könnte.

Bluntschli sucht dann zu beweisen, dass das neue Deutschland die Freiheit der Schweiz keineswegs bedrohe. Die Schweiz, meint er, brauche nicht etwa zu befürchten, in die Neubildung des modernen deutschen Staates gewaltsam miteinbezogen zu werden; denn im Gegensatz zu den süddeutschen Staaten besitze sie infolge ihrer republikanischen Geschichte ein ihr eigenes Staatsprinzip, welches ihre ganze politische Existenz durchdringe und von Deutschland scheide. Für Deutschland bedeute die Monarchie ebensowohl eine innere Notwendigkeit wie für die Schweiz die Republik; dessen ungeachtet könnten aber beide Staaten sehr wohl friedlich nebeneinander bestehen. Dass die Schweiz sich durch die gesteigerte Bedeutung des Nationalitätenprinzips bedroht fühle, sei zwar verständlich; doch glücklicherweise werde die deutsche Politik nicht von „grossdeutschen Nationalitätsfanatikern“ bestimmt, sondern von Staatsmännern. Ueberhaupt weise der wahre Fortschritt letzten Endes doch hin auf die Humanität, welche die Nationen nicht trenne, sondern menschlich verbinde. Und gerade der Schweiz komme infolge ihrer Zusammensetzung aus verschiedenen Nationalitäten und vermöge ihrer zentralen Gebirgslage hier eine ganz besondere europäische Mission zu. „Darauf beruht vornehmlich die grosse europäische Bedeutung der Schweiz, dass sie die Bruchstücke der drei grossen Nationen, welche berufen sind, das politische Leben Westeuropas zu bestimmen und die europäische Zivilisation zu leiten, zu politischer Einheit friedlich zusammenfasst. Damit ist aber ein leuchtendes Vorbild gewonnen für die künftige Einigung und das friedliche Zu-

sammenwirken der grossen Nationen Europas". — Hier spricht aus Bluntschli klar und deutlich der Schweizer. Typisch schweizerisch ist auch die Bewertung des Nationalismus als Uebergangsstadium und der Hinweis auf die Humanität als letztes und höchstes Ziel.

Aber Bluntschli war, wie gesagt, deutscher Staatsbürger und Politiker geworden. Als solcher erlebte er den deutsch-französischen Krieg. Die Flut der Begeisterung erfasste auch ihn. Die Vollendung der deutschen Einigung, die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde und die Wiederbegründung des deutschen Reiches begrüßte er mit jubelndem Herzen. „Ich aber dankte Gott, dass er mir vergönnt habe, im Alter noch die Hoffnungen der Jugend erfüllt zu sehen. Mein politischer Ehrgeiz war befriedigt. Ich hatte das Grösste erlebt", so lesen wir in seinen „Denkwürdigkeiten".

Doch diese Begeisterung hielt nicht lange an. Bluntschli hatte gehofft, dass die „eiserne Periode" Bismarcks nun durch eine Periode vorwiegend geistiger Entwicklung abgelöst werden würde. Nachdem Deutschlands Einheit gesichert war, sollte die freiheitliche Entwicklung im Innern nachfolgen. In diesen Erwartungen aber sah sich Bluntschli bald bitter getäuscht und distanzierte sich deshalb in der Folgezeit immer deutlicher von der autoritär-konservativen Haltung Bismarcks. — Diese Liebe zur Freiheit, sowie die Betonung des Geistigen, Ideellen im Gegensatz zum rein Machtpolitischen mochten nicht zuletzt durch Bluntschlis schweizerische Herkunft bedingt sein!

III

Philipp Anton v. Segesser

Fand Bluntschli, den Sternen und dem Zug des Herzens folgend, in Deutschland seine „Wahlheimat", so beweist uns dagegen eine Erscheinung wie Philipp Anton v. Segesser, dass es auch Deutschschweizer gab, die sich im Romanentum weit tiefer beheimatet fühlten als in der deutschen Kultur. In Philipp Anton von Segesser begegnen wir einer ebenso originellen als eigenwilligen Persönlichkeit. So lassen sich auch seine äusserst geistreichen und interessanten, aber auch sehr einseitigen Anschauungen über das politische Geschehen Eu-

ropas in erster Linie aus seiner ganzen Persönlichkeit, weit weniger aber aus seinem parteipolitischen Standort erklären. Wohl war Segesser der damals bedeutendste Vertreter der katholisch-konservativen Minorität. Doch wich er in seiner Beurteilung der ausländischen Politik von den Anschauungen seiner Parteigenossen entscheidend ab; denn während diese letztern, in Oesterreich den Hort des konservativen Prinzips in Europa und die Beschützerin des Papsttums erblickend, ihre Sympathien ausschliesslich dieser Macht zuwandten, sich für das doch ebenfalls katholische Frankreich indes wenig zu erwärmen vermochten, gab Segesser dagegen seiner tiefen Enttäuschung über Oesterreich schon früh unverhohlenen Ausdruck. Um so uneingeschränkter liess er dafür seiner Begeisterung für das Napoleonische Frankreich die Zügel schiessen. Dem Kaisertum Napoleons III. begegnete er mit andächtiger Verehrung, erblickte er doch in ihm die Verwirklichung der sogenannten „demokratischen Monarchie“, welche wie keine andere Staatsform dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen der Völker entspreche.

Aus dieser Begeisterung für das Regierungssystem Napoleons III. erklärt sich nun auch Segessers Beurteilung des deutschen Geschehens, vor allem seine Stellungnahme zum Krieg von 1866. In Bismarcks Antrag auf Reform des Deutschen Bundes unter Mitwirkung eines aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangenen Parlamentes erblickte er die Inauguration der demokratischen Monarchie in einem einheitlichen deutschen Reiche. So wünschte er, trotz mancher Bedenken, Preussen den Sieg, schrieb er doch dem in Deutschland und in Italien entfesselten Kriege sogar die weltgeschichtliche Bestimmung zu, der demokratischen Monarchie auf dem ganzen Kontinent das entscheidende Uebergewicht zu verschaffen.

Als Segesser jedoch erkennen musste, dass sich die Dinge in Deutschland ganz anders gestalteten, als er dies erwartet und gehofft, wandte er sich ostentativ von Preussen, ja von Deutschland überhaupt ab. In der Folgezeit verfolgte er den Macht- aufstieg der germanischen Nationalität mit sichtbarer Verdrossenheit. Durch die Errichtung eines mächtigen preussisch-deutschen Staates schien ihm das europäische Gleichgewicht gestört. Vor allem begegnete er der preussisch-italienischen Allianz mit

schwerwiegenden Befürchtungen; diese bedeute eine ernste Gefahr für die Selbständigkeit der kleinen Zwischenstaaten, insbesondere auch für die Selbständigkeit der Schweiz. Deshalb wandte sich Segesser auch so heftig gegen das Gotthardbahnprojekt, überhaupt grundsätzlich gegen jede Durchbrechung der schweizerischen Alpenkette durch eine internationale Eisenbahn; denn eine solche würde seiner Meinung nach die Grundlage der schweizerischen Neutralität, ja der schweizerischen Unabhängigkeit und ganzen politischen Existenz ernstlich gefährden.

Segessers Abneigung gegen das aufstrebende Deutschland erreichte im deutsch-französischen Krieg ihren Höhepunkt. In einer Schrift, betitelt „Das Ende des Kaiserreichs“, nahm Segesser zu diesem grossen Geschehnis ausführlich Stellung. Interessant und treffend ist sein Urteil über König Wilhelm und Bismarck. König Wilhelm sei „spezifischer Preusse“. „Die Idee des nationalen und einheitlichen Deutschland mochte er wohl leiden, aber unter der selbstverständlichen Bedingung, dass dieses grosse Deutschland ein erweitertes Preussen sei.“ „Bismarck ist ganz Preusse wie sein königlicher Herr, nichts weniger als Idealist, aber die Phraseologie des Jahrhunderts ist ihm geläufig; er spricht mit jedem in seiner Sprache. Ob er den Kaiser aller Reussen oder den General Garibaldi, den Khediven von Aegypten oder den Dr. Alfred Escher vor sich habe, er weiss auf den ersten Blick den Ton anzugeben, der in seinem Gegenüber verwandten Anklang findet. Die alte und neue Staatskunst, die Aspirationen der Völker und die Realität der Dinge, Konstitutionalismus und Monarchie, Junkertum und Demokratie begegnen sich in seinem Geiste, ohne ihn zu beherrschen“.

Die Einseitigkeit Segessers tritt wieder klar zu Tage, wenn er dann dem realistischen Bismarck den französischen Kaiser gegenüberstellt, dessen Politik ihrem ganzen Charakter nach eine durchaus ideale gewesen sei. Allerdings sollte Frankreich innerhalb der von Napoleon erträumten Weltordnung die erste Stelle einnehmen, aber nur als „primus inter pares“; für Bismarck dagegen bedeute ganz Europa nur ein Anhängsel Preussens.

Was die Schuld am Ausbruch des Krieges von 1870/71 anbetrifft, sucht Segesser diese ganz auf Deutschland abzuwälzen,

Frankreich dagegen freizusprechen. Für ihn ist es eine ausgemachte Sache, dass Preussen einen Krieg nach aussen benötigt habe, um durch eine tiefe Erregung der Leidenschaften das Nationalgefühl der Deutschen in eine einheitliche Richtung zu bringen. Seit 1866 sei die preussische Politik nur noch darauf bedacht gewesen, den Krieg gegen Frankreich militärisch und diplomatisch vorzubereiten und im geeigneten Augenblick geschickt zu provozieren.

Dem jungen Deutschen Reiche begegnet Segesser mit unverhohlenem Misstrauen. Das Prinzip der Gewalt, auf welchem sich diese neue Formation im Herzen Europas erhoben habe, werde stets weiterwirken. So blickt Segesser sehr düster in die Zukunft. Er prophezeit den baldigen Ausbruch neuer Kriege, sowie innerer Unruhen und Revolutionen; denn seit dem Sturz Napoleons III., d. h. seit dem Untergange der demokratischen Monarchie, stehe Europa vor der Alternative Republik oder Monarchie, mithin am Anfang eines gewaltigen Prinzipienkampfes.

Aber auch die Zivilisation, meint Segesser, habe durch das Resultat des deutsch-französischen Krieges ebensowenig gewonnen als der Weltfrieden. Die militärische Ueberlegenheit Deutschlands beweise noch keineswegs dessen höhere Zivilisation. „Die vollendetste Gelehrsamkeit einzelner, die allgemeinste Schulbildung der Massen bezeichnen noch nicht die Superiorität der Zivilisation; es ist diese erst dann vorhanden, wenn neben und mit der Schulbildung das allgemeine Bewusstsein zur Klarheit der Begriffe und zur Schönheit der Formen sich durchgearbeitet hat.“ Segesser vergleicht dann die Deutschen in kultureller Beziehung mit den Römern, die Franzosen dagegen mit den Griechen; er betrachtet deshalb die Niederlage Frankreichs als einen Wendepunkt in der Weltgeschichte, ähnlich jenem, da die griechische Phalanx der römischen Legion erlag und damit die Anmut und Mannigfaltigkeit der griechischen Kultur dem Untergange geweiht wurde.

IV

Jacob Burckhardt

Ein Bluntschli, ein Segesser zeigen uns, mit welcher glühender Leidenschaft, aber auch mit welcher Einseitigkeit damals für oder gegen Deutschland Partei ergriffen wurde; einem Jacob

Burckhardt aber war es beschieden, fern von allzu heftigen Sympathien und Antipathien volle geistige Unabhängigkeit und damit die Befähigung zu einem wahrhaften Europäertum zu erlangen. Es war dies jedoch die Frucht langjähriger Entwicklung. Sein Weg führte vom Norden zum Süden, vom Germanentum zum Romanentum. Wenn wir Jacob Burckhardts Einstellung gegenüber Deutschland recht verstehen wollen, dürfen wir deshalb mit unseren Untersuchungen nicht erst im Jahre 1866 einsetzen. All jene teilweise recht bitteren, ja oft geradezu zynischen Bemerkungen rücken erst ins rechte Licht, wenn wir sie im Zusammenhang mit Burckhardts gesamter geistiger Entwicklung seit seinen Jugendjahren betrachten. Zynismus entspringt zumeist enttäuschter Liebe — dies gilt nicht zuletzt für Burckhardts Verhältnis zu Deutschland!

Der junge Burckhardt hatte sich ausschliesslich dem deutschen Geiste verschrieben. Unerschütterlich war sein Glaube an die grosse Zukunft des „herrlichen deutschen Vaterlandes“, welchem er sich in leidenschaftlichster Hingabe verpflichtet fühlte. Davon legen die Briefe aus seiner Studienzeit in Deutschland beredtes Zeugnis ab. So schreibt er am 5. April 1841 an seine Schwester Louise: „Liebe Schwester, was soll ich Dir von Deutschland schreiben? Ich möchte oft vor dieser heiligen deutschen Erde auf die Knie sinken und Gott danken, dass ich deutsche Sprache rede! Ich danke Deutschland alles! Meine besten Lehrer sind Deutsche gewesen, an der Mutterbrust deutscher Kultur und Wissenschaft bin ich aufgenährt; aus diesem Boden werde ich stets meine besten Kräfte ziehen. — Bin ich wert, diesen mit Märtyrerblut getränkten Boden zu betreten? — Meine Liebe mein Leben lang — das ist alles, was ich diesem wunderbaren Lande bieten kann; zu seinen Füßen leg' ich meinen Ehrgeiz nieder, und was ich dereinst leisten kann, werde ich nicht im Hinblick auf mich, sondern auf dieses Volk tun. Des Himmels Segen über Deutschland!“ — Und am 30. Dezember desselben Jahres gesteht der junge Burckhardt seinem Freunde Gottfried Kinkel, er erkenne die Mutterarme ihres grossen, gemeinsamen deutschen Vaterlandes, welches ihn an das warme Mutterherz gezogen habe. Daran aber wolle er sein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, dass sie Deutsche seien.

Solche und ähnliche Bekenntnisse bekunden, wie gewaltig

Burckhardt damals von Deutschland ergriffen wurde. Ja, er fühlte sich selbst stolz als Deutscher, und er hing an diesem seinem grossen Vaterlande mit jener gläubigen Inbrunst, mit jener leidenschaftlichen, überschwenglichen Liebe, deren nur die Jugend fähig ist. Deutschland bedeutete ihm ein Evangelium, eine Offenbarung, Ziel und Standarte romantischer Träumerei und Sehnsucht.

Im Hinblick auf seine politischen Anschauungen allerdings unterschied sich der junge Basler damals schon deutlich von seinen deutschen Freunden. Radikalismus und Absolutismus waren ihm gleichermassen verhasst. Seine zumeist ultraliberal eingestellten Freunde suchte er über dieses „wilde, verwirrte Freiheitsdrängen“ aufzuklären und vertrat ihnen gegenüber einen gemässigten Konservatismus. Diese liberal-konservative Einstellung war das Ergebnis nicht nur seiner Abstammung und seiner Studien, sondern auch seines ganzen Lebensgefühls. Darin liegt auch die Erklärung für seine spätere Abkehr von Deutschland und seine Hinwendung zum romanischen Süden.

Das Jahr 1846 brachte den entscheidenden Umschwung; denn in diesem Jahr erlebte der junge Burckhardt zum erstenmal Italien, Rom! Und er erlebte den romanischen Süden nun mit derselben Intensität wie vorher den germanischen Norden. Diese erste Italienreise ward ihm Schicksal, bestimmte sie doch seine ganze weitere Entwicklung. Italien befriedigte seine tiefe Liebe zu klaren Linien und harmonischen Proportionen. Italien entsprach seinem statischen Lebensgefühl. Hier glaubte er gefunden zu haben, was er so leidenschaftlich suchte: das grosse Mass, das Ewige, das Allgemeine.

Dieses Italienerlebnis bewirkte bei Burckhardt aber auch eine immer deutlichere Loslösung von seinen deutschen Freunden, deren Weg nun nicht mehr der seine sein konnte. Besonders im Hinblick auf die Neugestaltung Deutschlands und die Revolution des Jahres 1848 tritt diese Diskrepanz klar zu Tage. So schreibt Burckhardt seinem in diese Revolution verstrickten Freunde Hermann Schauenburg: „Ich wusste von Anfang an, dass Dich die Ereignisse mitreissen würden. Du hast wirken wollen und Dich deshalb mit dem Zerfallenen und Verworrenen abgeben müssen; ich will schauen und suche deshalb das Harmonische“. Von Kinkel aber meint er: „Es fehlt ihm gänzlich

an der edlen Besonnenheit, an dem innerlichen Masshalten, welches man bekanntlich selbst als Republikaner nötig hat."

Dass Burckhardt mit der Revolution des Jahres 1848 keineswegs zu sympathisieren vermochte, versteht sich von selbst, lehnte er doch die radikalliberale Bewegung, welche jener Revolution zu Grunde lag, durchaus ab. Ihm ging es eben weniger um die politische, als vielmehr um die geistige Freiheit, entsprechend seinem humanistischen Persönlichkeitsideal. Jacob Burckhardt konnte sich weder für die Revolutionsmänner des Jahres 1848 noch für Bismarck begeistern; denn er wurzelte im Deutschland des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, d. h. im deutschen Idealismus. Diese Tatsache müssen wir uns stets vor Augen halten, wenn wir seine Einstellung der deutschen Einigung gegenüber recht verstehen wollen.

Wie aktuell mutet es uns an, wenn Burckhardt nach Abschluss des deutschen Krieges von 1866 seine schwere Sorge äussert über das völlige Verzweifeln an allem Kleinen, welches um sich greife. Wer nicht zu einem Dreissigmillionenreich gehöre, der schreie: „Hilf Herr, wir versinken!“ Der Philister wolle mit Teufels Gewalt an einem grossen Kessel essen; sonst schmecke es ihm nicht mehr. — Burckhardt als Schweizer, oder, vielleicht besser noch, als konservativer Basler, d. h. als ausgesprochener Repräsentant kleinstaatlicher Tradition, konnte die rauschhafte Sehnsucht des deutschen Volkes nach nationaler Einheit, nach dem einen grossen Reiche nicht verstehen. Die Vorherrschaft des Politischen, welche in Deutschland immer mehr überhandnahm, war ihm zutiefst verhasst. In einem Brief vom 3. Juli 1870 erklärt er, die immer weiter um sich greifende Zentralisation in Deutschland führe zu einem unheilvollen Macht- und Gelddrummel und damit zum Niedergange der Kultur. Das Grosse, das durch Konzentration entstehe, sei dann doch geistig medioker. Der deutsche Geist müsse sich aus seinen innersten und eigensten Kräften gegen diese Vergewaltigung wehren, indem er ihr eine neue Kunst, Poesie und Religion entgegenstelle.

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges kam für Jacob Burckhardt keineswegs unerwartet. Er wurde durch dieses Geschehen, anfangs wenigstens, nicht allzu tief erschüttert, sondern urteilte mit kühler Distanz als neutraler Beobachter, als

Geschichtsphilosoph. Er war überzeugt, dass dieser Krieg von beiden Seiten gewollt und bewusst herbeigeführt worden sei. Das rigorose Vorgehen Deutschlands nach dem Siege von Sedan enttäuschte ihn. Die flammendste Empörung aber und den tiefsten Abscheu erregte in ihm das Treiben der Pariser Kommune. Doch trotz dieser leidenschaftlichen Verurteilung des politischen Radikalismus musste auch das von Bismarck begründete neue Deutsche Reich Burckhardt in mancher Beziehung unangenehm berühren. Zentralisation, Militarismus, Primat der Machtpolitik — dies alles war ihm zuwider. Auch die Persönlichkeit des eisernen Kanzlers an sich war dem sensiblen, kulturgesättigten Basler im Grunde genommen höchst unsympathisch; er mag ihn wohl als „barbarisch“ empfunden haben. Jedoch war der Historiker Burckhardt wiederum weitsichtig genug, Bismarcks Grösse und seine Verdienste um die deutsche Nation zu würdigen. Je mehr ihn in der Folgezeit die gesteigerte Bedeutung des Radikalismus mit Ekel erfüllte, desto unbedingter schätzte er jede Verkörperung der Autorität, desto loyaler beurteilte er nun auch Bismarck, dessen Sturz er bedauerte.

Doch kehren wir zur Zeit des deutsch-französischen Krieges zurück! Jacob Burckhardt erkannte, dass es sich hier um einen entscheidenden Wendepunkt in der Weltgeschichte handle. So schreibt er am Sylvester des Jahres 1870 an Friedrich von Preen: „Die zwei grossen Geistesvölker des jetzigen Kontinents sind in einer vollständigen Häutung ihrer ganzen Kultur begriffen, und was den Menschen vor Juli 1870 erfreute und interessierte, davon wird ihn 1871 ganz unendlich Vieles nicht mehr berühren. O, wie vieles, das den Gebildeten lieb gewesen, werden sie als geistigen ‚Luxus‘ über Bord werfen müssen, und wie eigentümlich anders, als wir sind, wird das neue Geschlecht emporwachsen!“

Die Zukunft Europas erfüllte Jacob Burckhardt mit schwerer Sorge. Er betrachtete den abgeschlossenen Frieden nur als unsicheren Waffenstillstand und sah eine lange Reihe verheerender Kriege voraus. Unheimlich nahe berührt es uns Heutige, wenn Burckhardt weiterhin erklärt, diese kriegerischen Auseinandersetzungen würden schliesslich zum Untergange des Radikalismus und der Demokratie und zum Emporkommen ei-

nes neuen absoluten Despotismus führen, und zwar wahrscheinlich in Form einer angeblich republikanischen Militärdiktatur. Solchen Leuten treibe man nämlich die Welt in die Hände mit der modernen Konkurrenz um Teilnahme der Massen bei allen Parteifragen.

Vor allem bangte Burckhardt um das Schicksal der europäischen Kultur. Kunst und Wissenschaft, prophezeite er, würden in Zukunft als „geistiger Luxus“ nur noch den Schwachen und Kranken bleiben. Das Geistige werde überhaupt immer mehr in die Klemme geraten durch das in steter Progression zunehmende materielle Treiben und durch die zahlreichen bevorstehenden Kriege.

Aber trotz solcher pessimistischer Prognosen wurde Burckhardts Glaube an eine, wenn auch ferne, Wiedergeburt der europäischen Kultur nie völlig erschüttert. Dabei richteten sich seine Erwartungen in erster Linie auf Deutschland; von hier erhoffte er den Anstoss zur Gesundung Europas. „Das Neue, Grosse, Befreiende“, erklärt er, „muss kommen aus dem deutschen Geist, und zwar im Gegensatz zu Macht, Reichtum und Geschäft: es wird seine Märtyrer haben müssen; seiner Natur nach muss es ein Etwas sein, das bei allen politischen, ökonomischen und anderen Katastrophen über dem Wasser schwimmt“. Gleichzeitig war Burckhardt aber auch der festen Ueberzeugung, dass alle europäische Kultur im geistigen und künstlerischen Nährboden einer germanisch-romanischen Völkergemeinschaft wurzeln müsse, verkörperte er doch selbst eine fruchtbare Synthese germanischen und romanischen Kulturgutes — ein leuchtendes Beispiel schweizerischen Mittlertums im europäischen Geistesleben!